

Zwischen Entrecôte und Pâtisserie

Erich Hamberger

Wir leben in einer Epoche, die wie vielleicht keine andere zuvor vom *Geld* geprägt um nicht zu sagen diktiert ist. Dies findet seinen Ausdruck in der sattsam bekannten Wendung: Time is *money*, Zeit ist Geld. Darum gilt Zeit auch als ein knappes Gut. Wer einem viel Zeit schenkt, schenkt einem demnach - ein *Vermögen*.

Gerade deshalb möchte ich, sehr verehrte Leserin, sehr verehrter Leser, ihr Zeit-Budget nicht über Gebühr strapazieren und mich möglichst kurz fassen; zu ihrer temporalen Orientierung: bei einer durchschnittlichen Lesegeschwindigkeit von 160 Wörtern pro Minute benötigen Sie für die Lektüre der folgenden Geschichte ca. 8 Minuten, 35 Sekunden, drei kurze gedankliche Zwischenstopps mit einberechnet. Für all diejenigen, denen auch *das* – aus verständlichen Zeitnotgründen – noch zu lange dauert, habe ich eine Ultra-Kurzversion parat, in der der komplette Inhalt des Nachfolgenden gleichsam kompakt verdichtet ist.

Da ich kein Dichter bin, habe ich dazu jemand quasi beauftragt, dieses heikle Unterfangen für mich zu übernehmen. Die Wahl fiel auf den – zu seinen Lebzeiten – meist etwas unterschätzten Feuilletonisten und Kulturkritiker Alfred Polgar, einen der „feder-führenden Avantgardisten“ *avec la lettre* im Wien der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts.

Wie es sich für einen wahren *Künstler* – der ja immer zugleich *Künder* ist – gehört, noch dazu für einen österreichischen, wurde Polgar erst nach seinem Tode allmählich gebührende Würdigung zuteil. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass er zeitlebens meist nur für Zeitungen und Zeitschriften, also für den Tag bzw. für die Woche – natürlich nicht für die *ganze* - schrieb und seine Texte in der Regel nie viel länger sind als drei bis vier, oft kaum eine Seite. Im Unterschied zu jenen epochalen Literaten und Literatinnen, die präzise den Zeitgeist-Geschmack zu treffen pflegen und für deren „große Würfe“ mit viel Blech die Werbetrommel gerührt wird, die bei

zunehmender Verkostung jedoch geschmacklos zu werden pflegen, d.h. eine essenzielle Bedingtheit bzw. bedingte Essenz der betreffenden *opera magna* ans Licht kommt, war Polgar jemand, der jahrein, jahraus köstlich zubereitetes kleines „tägliches Wort-Brot“ verfertigte, das umso besser schmeckt, je intensiver, öfter und bedachter man es verzehrt.

Eine dieser, oder genauer: den Schlußteil einer dieser – wie viele andere – titellosen nahrhaft-köstlichen Kurzgeschichten, verfasst gegen Ende oder kurz nach dem Ende des 1. Weltkrieges, also um 1920, summiert in unnachahmlich-souveräner Kürze die folgenden Ausführungen. Konkret handelt es sich dabei um die Beschreibung zweier völlig nebensächlich erscheinender privater Vorfälle, von denen aus mit Leichtigkeit *pars pro toto* auf das Anthropologische-Ganze geschlossen werden kann. Genau gesagt geht es um eine „episodische Meldung zum Vortagsgeschehen“, entnommen dem posthum (1982) erschienenen Band *Kleine Schriften*, Band I, *Musterung*. Sie trägt folgenden Wortlaut:

„In der Leopoldstadt [also in einem Stadtteil von Wien] ist ein Sprachlehrer verhungert; die Abendblätter widmeten ihm einen ehrenden Nachruf. Der Mensch ist aber auch in den Gefilden der Sättigung nicht unbedingt glücklich. So hat sich im Speisesaal eines Ringstraßenhotels eine junge Frau zwischen Entrecôte und Pâtisserie erschossen. In der allgemeinen Aufregung bewahrte der Geschäftsleiter seine Geistesgegenwart, indem er dem erregt heranstürzenden Rechnungsführer des Speisesaals zurief: 'Sie bleiben bei der Kassa!' Ein Wort, das in seiner überlegenen Größe dem berühmten 'La seance continue' gleichkommt.“

Soweit Alfred Polgar bzw. die Kurz-Version dessen, was ich mitzuteilen beabsichtige. Wie eingangs erwähnt: Wer keine Zeit mehr hat: das wars. Sie verpassen garantiert nichts mehr. Ich versuche im Folgenden lediglich die soeben zitierte Verdichtung von Polgar etwas aus (einander) zu legen, aber im Grunde ist alles gesagt. Sagen wir - fast alles. Vielleicht lesen sie doch weiter.

Zur besseren Orientierung gliedere ich die weiteren Ausführungen strikt nach den Sätzen der obigen episodischen Meldung und versuche diese dann ins Generellere zu wenden. Beginnen wir – ohne weiteren zeitlichen Verzug – gleich mit dem 1. Satz:

„*In der Leopoldstadt ist ein Sprachlehrer verhungert.*“

Was bedeutet das - übertragen ins Allgemeine? Diese semantische Translation stellt sich (noch) als ein relativ einfaches Unterfangen heraus:

Leopoldstadt meint natürlich die *ganze Welt*; *Sprachlehrer* steht für alle *Bedürftigen* und *Notleidenden*, insbesondere die *kommunikations-* und *erkenntnisfördernden*; *verhungert* meint alle Formen eines durch *widrige äußere Umstände* erfolgten Zutode-Kommens. Schon können wir uns dem zweiten episodischen Satz zuwenden:

„*Die Abendblätter widmeten ihm einen ehrenden Nachruf.*“

Auch hiermit gibt es bezüglich einer Verallgemeinerung keine besonderen Schwierigkeiten. „*Abendblätter*“ steht für verschiedenste Gestalten hergestellter Öffentlichkeit, repräsentiert durch entsprechende Agenten – die, je nachdem, das Familienoberhaupt, die Public-Affairs-Chefin einer Firma, der Betroffenheitsbeauftragte einer politischen Bewegung, politischen Partei oder politischen Partei-Bewegung, bis hin zu den höchsten Repräsentanten und -Onkeln eines Staates oder gar einer überstaatlichen Organisation sein können.

Die Wendung „... *widmeten ihm einen ehrenden Nachruf*“ bedeutet ins Allgemeine übertragen: der Tod, erst der Tod erzeugt vielfach den Respekt vor der Existenz eines Mit-Menschen, der diesem zu Lebzeiten gerade *nicht* beschieden war. Erst das unumkehrbare Faktum des individuellen Todes gestattet in der Regel einen besseren Einblick in die Biographie des Verstorbenen, ermöglicht vor allem die Wahrnehmung eigener Versäumnisse ihm gegenüber, - mit der Folge, dass der nicht mehr realisierbare – vom Verstorbenen beizeiten so sehr begehrte – *Anruf* zumindest durch einen ehrenden *Nachruf* zu kompensieren versucht wird, was gelegentlich eine *Überkompensation* zur Folge hat. In eine kurze Formel gebracht: *Zu spät aber doch*. Das waren bislang leichte Fingerübungen, verglichen mit den Herausforderungen, die nun auf uns zukommen. Da heißt es im Text nämlich weiter:

„*Der Mensch ist aber auch in den Gefilden der Sättigung nicht unbedingt glücklich.*“

Die Schwierigkeit, diesen Satz zu verallgemeinern, besteht darin, dass er selbst schon eine Verallgemeinerung darstellt. Denn wenn Polgar davon spricht, dass der Mensch auch in den Gefilden der Sättigung nicht unbedingt glücklich ist, dann meint er mit

„dem Menschen“ ja gerade nicht den verhungerten Sprachlehrer aus der Leopoldstadt sondern uns alle, also den Menschen in seiner *condition humaine*. Kurz: Dieser Satz lässt sich schwerlich noch weiter verallgemeinern.

Polgar weist damit indirekt darauf hin, dass das *Allgemein*-Menschliche stets in einem *kulturspezifischen* Gewand in Erscheinung tritt!

Mit anderen Worten: Er zeigt den Umstand auf, dass uns Menschen nicht nur die allgemeine Herausforderung des *Mensch*-Seins verbindet, sondern vor allem die Frage, was dies jeweils individuell und soziokulturell bedeutet: ein Mensch zu *werden*; insbesondere, dass alle Welt-Anschauungen, Religionen, Philosophien und sonstigen Lebenskonzeptionen, – gleich welchen inhaltlichen Zuschnitts – *kulturspezifische* Antworten, Antwortversuche auf dieses generelle Grund-Problem darstellen.

Erst vor diesem Hintergrund wird in ganzer Umfänglichkeit deutlich, wie sehr sich Polgar mit seiner scheinbaren Nebenbemerkung

„*Der Mensch ist aber auch in den Gefilden der Sättigung nicht unbedingt glücklich.*“ an das Absolute wagt, er darangeht, in einer beiläufigen Tageszeitungsnotiz nicht nur die Problemstellung des Menschen *an sich* zu thematisieren, sondern gleichzeitig einen unzweideutigen Hinweis zu geben, worin erfülltes Menschsein vielfach gerade *nicht* seine Erfüllung findet: nämlich in den „Gefilden der Sättigung“. Demnach will er uns offenkundig mitteilen: alles was den Menschen nur vorübergehend sättigt, macht ihn nicht wirklich satt. Ich erspare mir Beispiele, jeder von uns kennt übergenug davon.

Kommen wir damit zum dramatischen Teil der episodischen Meldung:

„*So hat sich im Speisesaal eines Ringstraßenhotels eine junge Frau zwischen Entrecôte und Pâtisserie erschossen.*“

Sie haben es sicher bemerkt: Nun geht es wieder darum, ein spezifisches Ereignis ins Allgemeine zu wenden. Wir könnten jetzt den Fehler machen gleich mit der näheren Erörterung der Termini *Speisesaal* und *Ringstraßenhotel* zu beginnen und das kleine Wörtchen *so* übersehen. Doch ist es gerade diese wörtliche Kleinigkeit, die das Spezifische im Allgemeinen rückverbindet. Denn erst das unscheinbare „*so*“ stellt

den Bezug her zum vorausgehenden allgemeinen Grund-Satz “; es soll – im Sinne einer gedanklichen Brücke – deutlich machen, dass sich in diesem unwiederholbar-schrecklichem Geschehen, in deren tragischem Mittelpunkt sich eine ganz bestimmte unvergleichliche Person befindet, die niemand (mehr) von uns kennt, *trotzdem* wir alle mit anwesend sind; in Gestalt des allgemeinen Problems individueller Menschwerdung. Erst jetzt können wir uns näher der spezifischen Örtlichkeit des Geschehens zuwenden:

„*So hat sich im Speisesaal eines Ringstraßenhotels...*“

Der *Speisesaal*: Er steht für Orte, wo sich Menschen – in angenehmer Atmosphäre – nicht nur begegnen, sondern eine ganz intime Tätigkeit vollziehen: sie halten gemeinsam Mahl und geben sich so gegenseitig als bedürftig zu erkennen: als der Nahrung aber auch als des Anderen - ja der Anderen - bedürftig. Es ist also kein x-beliebiger Raum in dem die Tat geschieht, und es ist kein x-beliebiges Hotel, keine austauschbar-verruchte Absteige in Bahnhofsnähe, wo man sich zu zweit separiert; Nein! es handelt sich um ein *Ringstraßenhotel*, also einen Ort, an dem man sich gerne sieht und sehen lässt, den Blicken der Anderen aussetzt, miteinander ist und isst. Eben dort hat sich

„... *eine junge Frau* zwischen Entrecôte und Pâtisserie erschossen.“

Auch hier sind wir gehalten, kein Wort vorschnell als unwichtig abzutun. Zum Beispiel, dass es sich um eine *junge Frau* handelt, die die Verzweiflungstat begeht. Die Bezeichnung „junge Frau“ steht für das Höchsterschreckende, dass jemand der gerade erst dabei ist Mensch zu werden, diesem Zu-Sich-Selbst-Kommen gewaltsam ein Ende setzt. Dass diese End-Setzung nicht unbedingt mit dem physischen Tod einhergehen muss, hat in seltener Klarheit Heimito von Doderer – also schon wieder ein Dichter – in seinem Erstlingsroman *Ein Mord, den jeder begeht* aufgezeigt; dort wird die Möglichkeit der Tötung des *Selbst*, unseres Innersten, Eigentlichsten, exemplarisch vorgeführt an Hand der Gestalt des Conrad Castiletz. Sören Kierkegaard beschreibt in seinem Schlüsselwerk *Krankheit zum Tode* dieses Geschehen gerade im Hinblick auf dessen „überkomplette Unbeachtetheit“, wenn er dazu ausführt: „Ein *Selbst* ist dasjenige, darnach in der Welt die geringste Nachfrage

ist Die größte Gefahr, die, sich selbst zu verlieren, kann in der Welt so still abgehen, als wäre es rein nichts. Kein Verlust kann so still abgehen; jeder andere Verlust, ein Arm, ein Bein, fünf Reichstaler, ein Ehefrau usw. wird doch verspürt.“ Diese end-gültige Schluß-Tat der Selbst-Auslöschung des eigenen Werdens geschieht im beschriebenen Fall nun *vor* den anderen, im Raum des gemeinsamen Mahles. Doch wie wir wissen: nicht jede Selbst-Tötung geschieht im Speisesaal eines Hotels, sie kann sich – geophysisch gesprochen – auch an ganz entlegenen Orten ereignen, wie im Falle jenes Familienvaters, der einen seit langem unbenützten Jägerstand als Ort seines Verhungerns wählte, weil er offenbar die Scham finanzieller Ausweglosigkeit vor seinen Kindern nicht mehr zu ertragen vermochte. Und dennoch geschieht jede Selbst-Tötung *immer* vor den Anderen – im Raum des gemeinsamen Mahles –, allein deshalb, weil wir uns gegenseitig Speise sind.

Wohl niemand hat dies so radikal und eindringlich beschrieben wie – der Dichter – Fjodor Dostojewski in seinem Werk *Aufzeichnungen aus dem Kellerloch*, wo die einzige agierende Person, abseits von allen, nur *mit* diesen anderen zugrunde gehen kann, so sehr sie auch alle Welt negiert und sämtliche Mitmenschen verwünscht. Mensch sind wir immer nur – wie Feuerbach so prägnant bemerkt – *mit* den anderen.

„So hat sich eine junge Frau zwischen *Entrecôte* und *Patissierie* erschossen.“

Bekanntlich ist das *Entrecôte* ein Steak aus dem Zwischenrippenstück oder der Hochrippe des Rindes und hat – je nach Verwendung – ein Gewicht von 350 bis 550g, bei 4-6 cm Dicke, während *Patissierie* – im engeren Sinn – für *Feinbäckerei* steht, im weiteren wohl hier gebrauchten Sinn für den Bereich der kalten und warmen Süß- sowie Eisspeisen.

Wichtig erscheint hierbei die präzise Bemerkung von Polgar, dass das letale Geschehen sich nicht zwischen *Entrecôte* und *Dessert* ereignete – was aufs erste logisch erschiene – also zwischen Hauptgang und Nachspeise, sondern zwischen Hauptspeise und Nachspeisen-*Auswahl*: denn aus der Patissierie lässt sich ja vieles wählen. Ins Allgemeine übertragen: die Selbst-Tötung erfolgte zwischen zwei Luxus-Konsumationen: wobei die hauptsächliche schon konsumiert ist, und es jetzt um die Auswahl eines süßen Konsum-Finales geht.

Gerade *da-zwischen* unter-bricht die Betreffende unwiderruflich ihr Dasein. Das scheint aufs erste schwer verständlich; wie viele wären froh, wenn es überhaupt eine Nachspeise gäbe, ja überhaupt eine Mahlzeit

Wenn man jedoch bedenkt, dass mit „Pâtisserie“ ausschließlich eine Lust-Wahl verbunden ist, sie heiße flambierte Haselnußbällchen oder omelette surprise, Marylin *oder* Monroe, Horst *und* Gustav oder David, Ballograph *oder* Montblanc, Chippendale *oder* Kommodowaran, etc. ad infinitum pp. ... *dann* kann es passieren, dass diese Wahl zur nötigen Qual wird, sodaß es mitunter unvermittelt geschehen kann, dass der oder die Betreffende diese Art von Aus-Wahl so satt hat, - vielleicht weil sie irgendwie spürt, dass es noch eine andere Art von Hunger gibt, der auf diese Weise nie gestillt werden kann, ja vielmehr gerade dadurch immer größer wird -, und so dieser Wahl-Qual ein endgültiges Ende bereitet; nicht dadurch, dass sie etwas auswählt, das zur Wahl steht, sondern vermeint keine andere Wahl mehr zu haben, als sich dieser Wahl unendlich überdrüssig für immer zu entziehen.

*„Heirate, und du wirst es bereuen,
Heirate nicht, und du wirst es bereuen,
heirate oder heirate nicht,
du wirst beides bereuen.“*

verkündet der Ästhetiker in Kierkegaards *Entweder/Oder*. So wird die Damen-Wahl zwischen Entrecôte und Pâtisserie zum Todes-Tanz, und die letzte Aus-Wahl ist die des gehorsamen Tötungs-Instruments, in diesem Falle eine nicht näher beschriebene Schußwaffe.

„So hat sich eine junge Frau zwischen Entrecôte und Pâtisserie erschossen.“
Das will heißen: Vor Euer aller Augen entziehe ich mich Euch auf *unübersehbare* Weise, Euch zum Schrecken. Warum hat mich *zuvor* – wie oft war ich hier (!) – nie jemand wirklich angeblickt? Mir ein lebendiges Wort geschenkt? So verschaffe ich mir Gehör mit einem *Big Bang*, einem grossen Knall, der mich zugleich für immer verstummen läßt. Schreck-Sekunden werden so zur Ewigkeit - - - - . Doch dann heißt es trotzdem:

*„In der allgemeinen Aufregung bewahrte der Geschäftsleiter seine
Geistesgegenwart, indem er dem erregt heranstürzenden Rechnungsführer des*

Speisesaals zurief: 'Sie bleiben bei der Kassa!'"

Nichts ist so aufregend, aufwühlend wie die *Liebe* – und der *Tod*: wie die Liebe, weil dabei das Ego stirbt – ohne das man zuvor meinte nicht sein zu können; und nichts ist so aufwühlend wie der *Tod des Anderen*, weil er uns nicht nur an den eigenen Tod gemahnt, sondern an das Gebot *zu lieben*, dem anderen beizustehen, wenn nötig beizuspringen ohne Beachtung der eigenen Interessen und Geschäftigkeiten.

Und genau dies Unselbstverständliche vollzieht der Rechnungsführer in besagtem Speisesaal: weder selbst Arzt noch sonst besonders rettungskundig, fühlt er sich dennoch instinktiv zuständig, verläßt unverzüglich seinen angestammten Platz, um das Unaufschiebbar-Notwendig-Erscheinende zu tun: *geistesgegenwärtig* ohne zu zögern einer Hilfsbedürftigen, ja womöglich dem Tode Nahen erste/letzte Hilfe zu leisten.

Doch da lesen wir auch von einer *anderen* Geistesgegenwart, nämlich der des Geschäftsleiters, Symbol des „Status-Quotenmanns“.

Diesem ist es offenkundig nicht primär um das Wohl der sich selbst Richtenden zu tun, sondern um die möglichste Aufrechterhaltung des Geschäftsganges,

„indem er dem erregt heranstürzenden Rechnungsführer des Speisesaals zurief:

'Sie bleiben bei der Kassa!'"

Auch diese Akuratesse ist keine Selbstverständlichkeit, sondern will gelernt, ja trainiert sein. Im Getümmel – welcher Art auch immer (in der Politik, im Finanzhaifischbecken, im privaten zwischenunmenschlichen Machtpoker) – den eiskalten Überblick zu bewahren. Drastisch tritt diese Art von Geistesgegenwart an Hand der nachfolgenden autobiographischen Schilderung eines Lohnkillers, eines sogenannten Hitman, vor Augen. Ich zitiere dazu aus dem Werk von Donald Frankos: *Ich, der Mörder*. Darin gibt der Autor und Mörder folgende Erinnerung preis, die sich übrigens auch im Speisesaal eines Restaurants zuträgt:

„Ich fuhr auf direktem Weg zu dem griechischen Restaurant und parkte meinen Wagen so, daß man ihn durch das Vorderfenster nicht sehen konnte. Dann trat ich auf die Straße. Das war der Augenblick, in dem ich ein nervöses Ziehen im Magen

spürte. Meine Hände wurden kalt und klamm. Das passierte mir immer, wenn ich hinter einem anderen Killer her war. ... Dann überkam mich ein anderes Gefühl, das auch nur dann auftrat, wenn ich auf jemand angesetzt war, bei dem ich damit rechnen mußte, daß er mich auf der Stelle umbringen würde, falls ich versagen würde: Ich fühlte den starken Wunsch, wieder in den schützenden Armen meiner Mutter zu liegen. Aber dieses Gefühl verschwand so schnell wieder, wie es gekommen war. Es war soweit. ... Nicht einmal Heroin versetzt einen so in einen derartigen Rauschzustand wie die letzten Augenblicke vor einem Hit. Durch die ununterbrochene Adrenalinausschüttung werden die Sinne so geschärft, daß man die Umgebung mit erstaunlicher Klarheit wahrnimmt. Und die zweite Antriebskraft ist die Angst. ... Ich stellte das Radio auf den Tisch, zog das Gewehr hervor und drückte es Buster an den Kopf. Die wenigen späten Mittagsgäste, die noch im Restaurant saßen, bemerkten uns kaum. Buster hatte mich näherkommen sehen, aber sein Alarmsystem hatte ihn im Stich gelassen. 'Wenn du auch nur die kleinste Bewegung machst,' sagte ich zu ihm, 'dann schieße ich dir den Schädel von den Schultern.' ... Ich sagte das mit leiser, ruhiger Stimme. Ich wollte nicht, das im Lokal eine Panik ausbrach, was bedeutet hätte, daß ich ihn hier hätte umlegen müssen; und jemand in der Öffentlichkeit umzulegen, ist immer schlecht.“

In analoger Kaltblütigkeit können wir uns den Geschäftsleiter vorstellen, wie er mit betont ruhiger Stimme dem Rechnungsführer das unwiderrufliche Aviso erteilt:

*„**Sie** bleiben bei der **Kassa**.“*

Diese geistesgegenwärtige Direktive des Geschäftsleiters kommentiert Alfred Polgar schließlich mit dem – an unauslotbarer Tiefe kaum zu überbietenden – finalen Satz:

*„Ein Wort, das in seiner überlegenen Größe dem berühmten
'La seance continue' gleichkommt.“*

Selbst ein mehrbändiges Werk würde nicht hinreichen, um der Fülle, die uns damit entgegentritt, auch nur annähernd gerecht zu werden. Bedingt durch das schmale Zeit- und Raumfenster kann an dieser Stelle nicht mehr als ein tastender Versuch unternommen werden, die überbordende Inhaltsfülle rudimentär zu skizzieren.

Gerade dabei ist freilich – wie wir wissen – höchste Achtsamkeit geboten. Denn eine

oberflächliche Deutung könnte uns leicht zur Meinung verführen, der Polgar'sche Final-Satz würde einer Gutheißung wenn nicht gar Huldigung moralischer Pflichterfüllung das Wort reden; nichts weniger als das ist der Fall.

Schon dem Umstand, dass der Autor besagten imperativischen Satz mit der Wendung „*Ein Wort, ...*“ anheben lässt, gilt es größtes Augenmerk zu schenken.

Denn dadurch will uns Polgar darauf verweisen, dass alles menschliche Handeln stets einen Sprech-Akt darstellt, ein *verbales Ereignis*. Das heißt: Selbst wenn der Geschäftsleiter dem Rechnungsführer nichts wörtlich gesagt sondern nur einen strengen Blick zugeworfen hätte, hätte er trotzdem - eben damit - ein „Geschehens-Wort“ zu ihm gesprochen. Polgar will uns damit sagen: ein Wort als Handlungs-Ereignis ist prinzipiell nicht systematierbar, eigentlich undarstellbar. Vor *diesem* Hintergrund spricht er von der „*berlegenen Größe*“ des Wortes.

Schon wieder könnten wir in eine semantische Falle tappen: nämlich die Begrifflichkeit „*berlegene Größe*“ automatisch als positiv zu konnotieren. Dass dem nicht so ist macht Polgar schließlich unmissverständlich deutlich, indem er „die *berlegene Größe des Wortes*“ in Analogie bringt mit der berühmten Floskel: „*La séance continue*“. Damit schenkt uns der Autor den end-gültigen Verstehens-Schlüssel der freudlosen Episode.

Zur Erinnerung: *Séance* bezeichnet für gewöhnlich die spiritistische Sitzung einer Gruppe mehrerer Personen unter Anleitung oder Benützung eines *Mediums*; zumeist zwecks Herstellung des Kontakts zu übernatürlichen Geist-Welten; sei es zum Zweck der Informationsbeschaffung aus dem Jenseits oder der postletalen Kommunikation mit Verstorbenen. Dem unter Diktat stehenden – in der Regel anonymen – Medium wird dabei absolute Autorität zugesprochen.

Im Bemühen dieses grandiose finale Polgar'sche Sprach-Bild ins Allgemeine zu übersetzen könnte uns zum Schluss nun nur allzu leicht der fatale Doppeldenkfehler unterlaufen indem wir den Rechnungsführer bzw. die übrigen Angestellten des Restaurants als *Séance-Gruppe* und den Geschäftsleiter als diktierendes Medium interpretieren; *wenn es eine falscheste Deutung gibt, dann diese*.

Das macht das letzte Wort des Textes überdeutlich: *continue*; damit ist gerade nicht

Kontinuität im Sinne der Tradierung des Überdauernd-Wahren, Werthaften und Wirklichen gemeint sondern die weltliche Permanenz anonymer medialer Diktatur des bloß Möglichen, sprich: der ubiquitär-omnipräsenten Herrschaft des *Geldes*, - zum Ausdruck gebracht durch den monetotalitären Appell:

„*Sie bleiben bei der **Kassa!***“

Der Geschäftsleiter entpuppt sich somit als Sprachrohr jener mammonesk-anonymen Macht, die in geistesgegenwärtiger Tumbheit - nicht nur buchstäblich - über Leichen geht und dabei zugleich Medium *und* Botschaft darstellt, - während die Séance-Gruppe für unsere utilitaristisch-zweckverhaftete (und damit *sinnlose*) ins Globale ausgreifende Gegenwartskultur steht, d.h. für die Übervielen, die primär auf die magisch-bittersüße Stimme des Geldes hören.

Wiederum ist in diesem Zusammenhang auf einen geistesgegenwärtigen Dichter hinzuweisen, dessen beinahe gesamtes umfangreiches Oeuvre der Diagnose und Therapie dieser von schmutzig-reiner Nützlichkeit und Rentabilität geprägten wunderlosen Wirtschafts-Welt gewidmet ist: auf den preisgekrönten aber *dennoch* weitgehend *unerkannten* Matthias Mander.

So zeigt Alfred Polgar mit seiner „episodischen Meldung zum Vortagsgeschehen“ nicht nur die *gnadenlose* Ökonomisierung zwischenmenschlicher Lebensverhältnisse im prokrusten Ego-Bett der (Post-)Moderne auf, sondern verweist dadurch, in aller nur möglichen “indirekten Direktheit” vor allem – wie Johannes auf dem Isenheimer Altar, d.h. mit übergroßem Zeigefinder – auf die Notwendigkeit der Wieder-Holung jenes existenziellen *Zwischen*, das Ich und Du nicht nur verbindet sondern erst konstituiert.